

btb

Buch

Cindy Decker, Lieutenant Peter Deckers eigenwillige Tochter aus erste Ehe, will Polizistin werden. Gegen den Willen ihres Vaters, der Angst um seine Tochter hat und ahnt, wie schwer sich eine Frau in der Männerwelt der Polizei durchsetzt. Das Mißtrauen und die Vorurteile ihrer Kollegen verstärken sich noch, als ausgerechnet Cindy zur Zeugin in einem sensationellen Mordfall wird. Zunehmend fühlt sie sich beobachtet und verfolgt. Sind mysteriöse Nachrichten in ihrem Auto oder vertauschte Bilder in ihrer Wohnung wirklich nur die üblichen kleinen Streiche ihrer Kollegen? Noch will Cindy ihre wachsende Panik weder ihrem Vater noch den Kollegen anvertrauen. Aber bald schon erweist sich ihr Gefühl der Bedrohung als erschreckend real: Ihre Wohnung wird grauenhaft verwüstet. Ein sogenannten Stalker bedroht sie, ein Mann, der sie Tag und Nacht nicht aus den Augen läßt. Ein Mann, der sie tot sehen will. Selbst ein erfahrener und abgebrühter Polizist wie Peter Decker wagt kaum daran zu denken, daß der Täter anscheinend in den eigenen Reihen der Kollegen zu finden ist ...

Autorin

Faye Kellerman lebt zusammen mit ihren Kindern und ihrem Mann, dem Psychologen und Bestsellerautor Jonathan Kellerman, in Los Angeles.

Faye Kellerman bei btb

Die Peter-Decker/Rina Lazarus-Romane

Denn rein soll deine Seele sein (72242) · Das Hohelied des Todes (72047) · Abschied von Eden (72100) · Tag der Buße (72166) · Du sollst nicht lügen (72407) · Die reinen Herzens sind (72461) · Weder Tag noch Stunde (72459) · Doch jeder tötet, was er liebt (72462) · Totengebete (72560) · Der Schlange List (72604) · Der wird Euch mit Feuer taufen (72673)

Der Väter Fluch (C. Bertelsmann, geb., 0629) · Die Schwingen des Todes (C. Bertelsmann, geb., 0660)

Außerdem noch von Faye Kellerman bei btb

Becca (72321) · Denn verschwiegen ist die Nacht (72559)

Faye Kellerman

Die Rache ist
Dein
Roman

*Aus dem Amerikanischen
von Susanne Aeckerle*

btb

Die Originalausgabe erschien 2000 unter dem Titel
»The Stalker« bei William Morrow, New York.

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

btb Taschenbücher erscheinen im Goldmann Verlag,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Juli 2003

Copyright © 2000 by Faye Kellerman

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2001

by Eichborn GmbH und Co. Verlage KG, Frankfurt/M.

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Photonica Isaacs

Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin

MD · Herstellung: Augustin Wiesbeck

Made in Germany

ISBN 3-442-72672-7

www.btb-verlag.de

1

Nachts hätte es passieren sollen, in der abgelegensten Ecke eines schwach beleuchteten Parkplatzes. Statt dessen geschah es am hellichten Tag, mittags um fünf vor halb zwei. Farin wußte, wie spät es war, sie hatte durchs Autofenster auf die Uhr ihres Volvos geschaut – angeblich eines der sichersten Autos. Farin war eine Sicherheitsfanatikerin. Was ihr jetzt auch nicht viel half.

Es war nicht fair, sie hatte alles richtig gemacht, hatte auf einem offenen Gelände gegenüber vom Kinderspielplatz geparkt, Himmel noch mal! Überall waren Menschen. Zum Beispiel der Mann mit dem Pitbull, das Paar, das den sonnigen Pfad entlangging. Mütter hatten ein Auge auf ihre Kinder. Aber natürlich achtete keiner auf Farin. Viele Menschen, aber keiner würde ihr helfen, weil eine Waffe auf ihren Rücken gerichtet war.

Farin sagte: »Bitte, tun Sie meinem Kind . . .«

»Halt die Klappe! Kein Wort, sonst bist du tot!« Die Stimme eines Mannes. »Sieh gradeaus!«

Farin gehorchte.

Die körperlose Stimme redete weiter. »Dreh dich nicht um, oder es knallt. Sieh mich nicht an. Kapiert?«

Farin nickte, hielt den Blick gesenkt. Seine Stimme war verhältnismäßig hoch. Er sprach abgehackt, vielleicht mit Akzent.

Sofort fing Tara an zu weinen. Mit zitternden Händen drückte Farin ihre Tochter an die Brust, summte ihr leise ins Ohr. In-

stinktiv schob sie ihre Handtasche über Taras Rücken, zog den Mantel über Tasche und Kind. Falls der Mann schoß, würden ihr Körper und die Handtasche Tara schützen, die Kugel mußte erst etwas anderes durchschlagen, bevor sie ...

Die Waffe bohrte sich in ihren Rücken. Farin biß sich auf die Lippe, um nicht aufzuschreien.

»Laß die Tasche fallen!« befahl die Stimme.

Farin gehorchte sofort. Sie hörte, wie er die Handtasche durchwühlte, einhändig, die Waffe immer noch auf sie gerichtet.

Bitte mach, daß er nur die Handtasche will! Metall klirrte. Ihre Schlüssel? Aus dem Augenwinkel sah sie, daß die Beifahrertür ihres Kombis geöffnet worden war. Wieder spürte sie den Druck der Waffe.

»Steig ein. Auf der Beifahrerseite! Sofort, oder ich erschieß dein Balg!«

Als ihr Kind erwähnt wurde, verlor Farin die Fassung. Tränen liefen ihr über die Wangen. Sie drückte die Kleine an sich, ging um die Motorhaube herum, jeder Gedanke an Flucht unmöglich, weil der Mann jeden Moment schießen konnte. An der offenen Tür blieb sie stehen.

»Steig ein!« blaffte er. »Schnell!«

Tara an die Brust gedrückt, bückte sie sich, schwankte, fand ihr Gleichgewicht, schob sich auf den Sitz.

»Rutsch rüber!«

Farin wußte nicht recht, wie sie das machen sollte. Der Wagen hatte Schalensitze, dazwischen eine Konsole. Unbeholfen und zögernd, Tara immer noch an sich gepreßt, hob sie ihren Hintern über die ledergepolsterte Konsole in den Fahrersitz. Nun saßen sie beide hinter das Steuer geklemmt. Wieder begann Tara zu weinen.

»Sie solls Maul halten!« knurrte er.

Sie ist noch ein Baby! wollte Farin rufen. Sie hat Angst! Statt dessen wiegte sie die Kleine, sang ihr leise ins Ohr. Er saß direkt neben ihr, hatte die Waffe an ihre Rippen gepreßt.

Sieh ihn nicht an, ermahnte sich Farin. *Sieh nicht hin, sieh nicht hin, sieh nicht hin!*

Sie starrte geradeaus, merkte aber, daß die Waffe jetzt auf Taras Kopf gerichtet war.

Denk nach, Farin! Denk nach!

Doch ihr Kopf war leer, kein rettender Gedanke, nichts. Angst hatte jede Pore ihres Körpers durchdrungen, das Herz hämmerte gegen ihre Rippen. Die Brust wurde ihr eng, ihr Atem ging schwer. Innerhalb von Sekunden fühlte Farin Benommenheit, und ihr wurde schwarz vor Augen. Sie sah Funken, hatte das schreckliche Gefühl, ins Nichts zu gleiten.

Nein, er hatte nicht abgedrückt. Sie war nur kurz davor, ohnmächtig zu werden!

Jetzt nicht, du Idiotin! Das darfst du nicht tun ...

»Gib mir das Gör! Fahr los!«

Tara saß immer noch auf ihrem Schoß, die kleinen Hände in Farins Bluse gekrallt. Wenn sie Tara losließ, waren sie beide hilflos, beide verloren; sie mußte endlich etwas unternehmen.

Ohne Vorwarnung warf sie sich seitwärts, rammte ihre Schulter mit aller Wucht gegen die Hand mit der Waffe. Obwohl er durch die plötzliche Bewegung die Waffe nicht losließ, wurde wenigstens sein Arm weggeschubst. Was Farin eine Sekunde Zeit gab.

Jetzt war die Konsole von Vorteil, denn der Mann mußte sie überwinden, um an Farin ranzukommen. Sie drückte den Griff runter, trat die Tür weit auf, umklammerte Tara, schoß aus dem Fahrersitz und wollte weglaufen.

Aber ihr Schuh blieb hängen, sie stolperte, fiel zu Boden.

Verdammt!

Im Fallen dachte sie: *Fang den Fall mit der Hüfte ab, schütz Tara mit deinem Körper, dann tritt um dich ...*

Sie drehte sich, landete auf Hüfte und Schulter, schrammte sich die Wange auf. Sofort rollte sie sich über Tara. Sie fand ihre Stimme wieder, stieß einen Schrei aus, der jedem Horrorfilm Ehre gemacht hätte.

Eine tiefe Männerstimme rief: »Was ist denn da drüben los?«
Obwohl sie nichts sehen konnte, hatte Farin das Gefühl, daß die Stimme zu dem Mann mit dem Pitbull gehörte.

Es knallte mehrmals.

O Gott, dachte sie, er schießt auf mich!

Farin machte sich auf das Schlimmste gefaßt – das Stechen, den Schmerz, das Zusammenkrümmen oder was sonst kam ... auf sie war noch nie geschossen worden.

Aber nichts durchdrang ihren Körper.

Das Knallen kam vom Motor ihres Wagens. Sekunden später fuhr der Volvo mit kreischenden Reifen los. Einer der Hinterrreifen rollte über Farins linken Fuß und Knöchel.

Jetzt kam der Schmerz! Er durchflutete ihren Kopf und ließ sie aufschluchzen. Laut, aber Taras durchdringende Schreie waren noch lauter.

O Gott! Mein Kind ist verletzt! »Hilfe!« rief sie. »Warum hilft mir denn keiner?« Fuß und Knöchel waren gequetscht, ihr ganzer Unterkörper brannte vor Schmerz, besonders Beine und Hüften. Farin hob sich der Magen, das Gesicht fühlte sich an, als sei ein Bienenschwarm über sie hergefallen. Sie konnte kaum atmen, meinte, einen Herzanfall zu haben. Wenigstens konnte sie die Zehen ihres rechten Fußes bewegen, gelähmt war sie also nicht.

Während sie gequält stöhnte und schluchzte, sah sie den Mann mit dem braunen Pitbull auf sich zurennen. Er brüllte nach Hilfe, das konnte Farin hören. Der Pitbull bellte wie wild, bedrohlich, zerrte an der Leine. Plötzlich riß er sich los, kam in vollem Galopp auf sie zu!

Setzte zum Sprung an!

Flog durch die Luft!

Auch das noch! Er würde sie zerfleischen!

Der Hund war nur noch Zentimeter von ihrem Gesicht entfernt.

Sie fiel in Ohnmacht, als der Pitbull ihr das tränenüberströmte Gesicht ableckte.

Der Ehemann war stocksauer, wollte Decker mit bösen Blicken vertreiben. Kein Wunder. Decker, mit seinen 25 Jahren Berufserfahrung, nahm es auch nicht persönlich. Das gehörte eben zum Job.

»Sehen Sie sich meine Frau an!« rief der Mann. »Sie hat Schmerzen ...«

»Mir geht es gut, Jason ...«

»Nein, es geht dir nicht gut!« unterbrach Jason. »Du bist völlig erledigt. Das war doch die Hölle für euch!« Er wurde rot vor Wut. Plötzlich zitterte seine Unterlippe. »Du mußt dich ausruhen, Farin.«

Er war dem Zusammenbruch nahe. Decker verstand das Gefühl nur allzu gut, diese Hilflosigkeit, die das Gehirn vernebelt und einen rasend macht. Männer mußten ihre Familie beschützen. Wenn ihnen das nicht gelang, überrollten sie Schuldgefühle wie eine Flutwelle.

Ehrlich gesagt, sah Farin Henley grauenhaft aus. Die Frau hatte tiefe Schürfwunden an der linken Wange, vermutlich am ganzen Körper. Ihr linkes Bein war bis zur Hüfte eingegipst. Das Bein war zwar nicht gebrochen, wie der Arzt Decker versichert hatte, aber der Knöchel hatte Mehrfachfrakturen. Je weniger sie das Bein bewegte, desto besser würde der Knöchel heilen.

Trotz der Wunden und Kratzer sah Decker, daß Farin eine hübsche Frau war. Ein rundes, mädchenhaftes Gesicht, eingrahmt von kurzem, honigblondem Haar. Große blaue Augen, die jetzt rot gerändert waren. Decker schätzte sie auf Ende zwanzig. Ehemann Jason war vermutlich im selben Alter. Helle Haut, dunkelbraune Augen. Kräftiges braunes, geföhntes Haar. Seine schwarzen Augenbrauen bildeten perfekte Bögen. Weiße, schimmernde Zähne, obwohl er bisher noch nicht gelächelt hatte. Er war mittelgroß, aber gut gebaut. Jason hielt sich fit.

Statt direkt vorzugehen, entschied sich Decker für einen Umweg. Er schaute in das Kinderbett, das neben Farins Kran-

kenhausbett stand, betrachtete das schlafende Kind. Taras Porzellanhaut war voller Kratzer, aber die Wunden schienen nur oberflächlich zu sein. Das Baby nuckelte im Schlaf am Daumen.

»Wie alt ist sie?« fragte Decker. »Etwa achtzehn Monate?«

Farin wischte sich die Tränen ab. »Stimmt.«

Jason blieb feindselig. »Was soll das? Wollen Sie sich anbieten? Wie rührend!«

»Jason!« wies ihn Farin zurecht.

»Werden Sie das Monster fassen?« Jason verdrehte die Augen. »Vermutlich nicht. Sie haben keine Ahnung ...«

»Doch, die haben wir.«

Schweigen.

»Und?« fragte Jason erwartungsvoll.

Decker wandte sich an Farin. »Haben Sie das Gesicht Ihres Angreifers gesehen, Mrs. Henley?«

Farin leckte sich die aufgesprungenen Lippen und schüttelte den Kopf. »Er hat mir verboten, ihn anzusehen.« Sie schluckte schwer. »Er sagte, sonst würde er mich erschießen.«

Jason meinte: »Das scheint Sie nicht zu überraschen, Lieutenant.«

»Wir haben noch weitere Fälle von Autoraub«, sagte Decker. »Die meisten sind tagsüber passiert und betrafen Frauen mit kleinen Kindern. Der Autodieb – oder die Diebe, denn wir glauben, es ist ein Ring – befiehlt den Frauen, ihn nicht anzusehen, sonst erschießt er das Kind.«

»Genau!« rief Farin. »Er sagte, er würde ...« Sie senkte die Stimme zu einem Flüstern. »Er sagte, er würde sie erschießen.« Sie deutete auf Taras Kinderbett. »Was ist mit den anderen Frauen? Geht es ihnen gut?«

»Ja, es geht ihnen gut.«

»Gott sei Dank.« Farin verstummte. »Hab ich mich richtig verhalten? Als ich versuchte wegzulaufen?«

»Sie haben überlebt, Mrs. Henley. Das bedeutet, Sie haben das Richtige getan.«

»Sind die anderen Frauen auch geflohen?«

Decker fuhr sich durch das rote, mit Grau durchsetzte Haar. Eigentlich mehr silber als rot. Ach, zum Teufel! Rina liebte ihn, und Hannah wurde nur selten für seine Enkeltochter gehalten. Er sah noch ganz gut aus. Nicht jung, aber auch nicht allzu schlecht für einen älteren Mann. »Sie leben«, antwortete er. »Das sind laufende Fälle. Ich kann Ihnen keine Einzelheiten nennen.«

Die Einzelheiten umfaßten Einbruch, Raub, Prügel und Vergewaltigungen. Die Überfälle hatten vor zwei Monaten begonnen und waren immer brutaler geworden. Wenn die Serie ungehindert weiterging, würde als nächstes ein Mord passieren. Decker hatte zehn Detectives auf die Sache angesetzt – eine gemeinsame Aktion der Dezernate für Sexualverbrechen, Raubüberfälle und Autodiebstahl. Mit etwas Glück würden die Verbrechen innerhalb dieser drei Kategorien bleiben und das Morddezernat nicht mit einbeziehen.

Jason wand sich. »Das Arschloch hat die Tasche meiner Frau. Ich habe bereits die Schlösser ausgewechselt und die Kreditkarten sperren lassen.«

»Sehr klug von Ihnen.«

»Ist ...« Jason schloß kurz die Augen. »Bei den anderen Fällen, ist da einer ... von diesen Männern später in das Haus des Opfers gekommen?«

»Nein«, erwiderte Decker.

Noch nicht, dachte er.

Erleichterung zeigte sich in Jasons Blick. Er sah zu seiner Frau. »Ich hab's dir doch gesagt, der Kerl ist ein Feigling. Gagnoven, die sich an Frauen ranmachen, sind Feiglinge. Der kommt nicht wieder, Farin. Und falls doch, werde ich mit dem Hurensohn schon fertig!«

Fertig werden bedeutete eine Waffe. Eine schlechte Idee, es sei denn, Jason wußte unter Druck mit einer Waffe umzugehen. Nur wenige Waffenbesitzer wissen das. Decker konnte den Mann nicht davon abhalten, sich etwas zu seinem Schutz

zu besorgen. Und er verstand die Gründe. Er hoffte nur, daß Henley klug genug war, die Waffe kindersicher aufzubewahren. Er würde sich Henley allein vorknöpfen und ihm den sicheren Umgang mit Waffen erklären.

»Ich denke immer noch, daß ich etwas hätte tun sollen ... etwas bemerken müssen.«

Decker schüttelte den Kopf. »Die Kerle sind Profis, Mrs. Henley. Sie haben Ihre Sache sehr gut gemacht.«

»Und was tun Sie, um die Gangster zu schnappen?« wollte Jason wissen.

»Ich rede mit Leuten wie Ihrer Frau ... hoffe, daß sie uns wichtige Details mitteilen können.«

»Sie haben gerade gesagt, daß die Dreckskerle den Frauen verbieten, sie anzusehen.«

»Vielleicht ist es einer gelungen, heimlich einen Blick zu riskieren.«

»Sie haben also nichts. Im Grunde sitzen Sie nur auf Ihrem Hintern und warten, daß andere die Arbeit für Sie machen.«

»Jason!« schimpfte Farin. »Entschuldigen Sie, Lieutenant ...«

»Du brauchst dich nicht für mich zu entschuldigen«, unterbrach Jason. Er wandte sich wieder an Decker: »Was gedenken Sie zu tun?«

Fünf Frauen arbeiten undercover, dachte Decker. Und das ist nicht leicht, Junge, weil wir keine Babys als Lockvögel einsetzen können. Wir müssen Puppen verwenden oder Hunde oder andere Beamte, die als ältere Leute verkleidet sind. Irgendwas, damit diese Scheißkerle denken, sie hätten eine leichte Beute vor sich.

»Ich wünschte, ich könnte Ihnen mehr sagen, Mr. Henley.« Decker blieb ganz ruhig. »Aber das kann ich nicht.«

»Vermutlich tun Sie gar nichts.«

Decker antwortete nicht. An Farin gewandt, sagte er: »Sind Sie bereit, die Sache Schritt für Schritt mit mir durchzugehen?«

»Ja,«

»Bist du sicher?« fragte Jason.

»Ja.«

Decker schaute Jason an. »Wollen Sie dabeisein?«

»Klar.«

»Sie regen sich nur noch mehr auf.«

»Tu ich sowieso!« blaffte Jason. »Ich bin außer mir! Ich bin ... ich bin ...« Er verstummte, rieb sich die Stirn. »Haben Sie ein Aspirin dabei? Ich habe die Schwester gefragt, aber die verlangen hier fünf Dollar pro Tablette.«

Decker zog das Fläschchen Advil aus der Manteltasche, das er stets bei sich trug, und warf es ihm zu. »Gehen die auch?«

Jason nahm zwei Tabletten und warf das Fläschchen zurück. »Danke.«

»Keine Ursache.« Den Notizblock in der Hand, sagte Decker zu Farin: »Nehmen Sie sich Zeit.«

Farin nickte.

»Schießen Sie los, wenn Sie soweit sind.« Er verzog das Gesicht. »Tut mir leid. Keine gute Wortwahl.«

Farin lächelte. »Schon gut.«

Dieselben Worte hatte Decker bei den anderen fünf Opfern der Carjacker gebraucht. Alle hatten darüber gelächelt, genau wie Farin. Volltreffer, was das Lächeln anging. Zu dumm, daß seine Aufklärungsrate nicht annähernd so beeindruckend war.

2

Cindy war nicht der erste Polizist am Tatort, aber sie war der erste weibliche Officer. Als sie und ihr Partner Graham Beaudry eintrafen, hatte sich bereits eine beachtliche Menge vor dem Haus versammelt. Die Leute drängten sich auf dem Bürgersteig; der Rasen war mit gelbem Polizeiband abgesperrt. Gegenstände, hauptsächlich Frauenkleidung, lagen auf dem vertrockneten Gras verstreut wie bei einem improvisierten Flohmarkt. Gleich darauf kam ein Toaster aus dem offenen

Fenster geflogen, platzte beim Aufprall auseinander und ließ die Heizspiralen nach allen Seiten fliegen.

Die Menge johlte.

Toll, dachte Cindy. Ermutigt die Dummköpfe ruhig auch noch.

Sofort begann das Paar zu schreien, größtenteils waren es schrille Frauenschreie. Sie zerschnitten die stille Vormittagsluft wie Sirenen.

Die ursprüngliche Anzeige war als häusliche Streitigkeit über den Funk gekommen, die unbeliebtesten Fälle auf dem Revier, weil sie oft in Gewalt ausarteten. Drei weitere Streifenwagen waren bereits eingetroffen, unter ihnen der von Sergeant Tropper. Also würde Sarge die Befehle geben.

Das Viertel bestand überwiegend aus Nachkriegsbauten für Veteranen. Hier wohnten vor allem Hispanos, wie in vielen Teilen Hollywoods. Und andere ethnische Gruppen, allesamt aus dem unteren Drittel des Einkommensniveaus. Ein paar reiche Weiße lebten ebenfalls in dem Bezirk, wohnten auf den Hügeln oder in abgelegenen Canyons.

Als Cindy aus dem Wagen stieg, fing ihre Lunge an zu brennen. Smog breitete sich über dem Talkessel aus, hing über den Bergen wie rostrote Tünche. Graham und Cindy gingen zu den anderen, Graham wie immer in seinem berühmten Watschelang. Er hatte eine tiefe Taille und dazu überentwickelte Oberschenkel. Was ihn nicht gerade zu einem Sprinter machte, wie Cindy aus schlechter Erfahrung wußte. Als sie einmal einem Straßenräuber nachjagen mußten, hatte Cindy Graham weit hinter sich gelassen.

Aber Beaudry hatte auch seine guten Seiten. Er behandelte sie mit Respekt, wahrscheinlich aus Achtung vor ihrem hochgestellten Vater, Lieutenant Decker.

Das Megaphon in der Hand, nickte Sergeant Tropper den beiden zu. Sarge war etwa so alt wie ihr Vater, vielleicht sogar älter. Mitte fünfzig, über einsachtzig, kräftig. Er hatte graue, dünne Haare, die er in Strähnen über den Kopf kämmte, um

den kahlen Schädel zu kaschieren. Sein Blick war starr und kalt. Heute hatte Tropper zusammen mit Rob Brown Schicht; der nahm sie beiseite und schilderte ihnen die Lage.

»Zwei wirkliche Schätzchen. Sie sagt, sie zielt mit einer Waffe auf die Eier ihres Mannes. Er hat nicht widersprochen.«

Cindy sah sich um. »Sollten wir nicht zuerst das Gebiet räumen?«

»Das ist noch nicht alles, Officer Decker. Im Haus sind Kinder. Wenn Mamacita zu schießen anfängt, haben wir ein echtes Problem.«

»Wie alt sind die Kinder?« fragte Cindy.

»Sieben und neun.« Brown schob sich einen Kaugummi in den Mund. »Sarge überlegt, was wir jetzt tun sollen.«

»Kann man ihr das nicht ausreden?« fragte Beaudry.

»Bisher nicht«, erwiderte Brown. »Sie ist stocksauer!« Er sah auf die Uhr. »Drei Uhr zweiundfünfzig, verdammt. Hätten die nicht auf die Nachmittagsschicht warten können, die um vier beginnt?«

»Decker!«

Cindy sah sich um. Tropper winkte sie mit gekrümmtem Finger zu sich, gab ihr das Megaphon. »Wir sind ziemlich sicher, daß sie eine Waffe hat. Wenn sie die benützt, wäre das schlimm.«

»Sehr schlimm«, bestätigte Cindy.

»Ich will, daß Sie mit ihr reden. Von Frau zu Frau. Lenken Sie sie ab. Wir anderen gehen rein und retten die Kinder.«

Sie sah von Sarge zum Megaphon. »Und wenn sie Sie reinkommen hört?«

»Sorgen Sie dafür, daß sie das nicht tut. Verwickeln Sie sie in ein Gespräch. Bringen Sie die Frau zum Labern. Das kann doch nicht so schwer sein. Ist doch 'ne prima Chance für Sie, Ihre feine Collegeausbildung in Psychologie einzusetzen.«

Sarge grinste, zeigte ebenmäßige, aber fleckige Zähne. Doch unter dem Sarkasmus spürte Cindy Anspannung. Sie hatte ein Aufbaustudium in Kriminologie absolviert, nicht in Psycholo-

gie. Aber jetzt war nicht der richtige Zeitpunkt, ihn zu verbessern.

»Wie heißen die beiden, Sir?«

»Ojeda.« Sarge sprach den Namen überdeutlich aus. »Luis und Estella Ojeda.« Dann ging er weg, beriet sich mit den anderen.

Cindy stand allein da, das Megaphon in der Hand. Ausgeschlossen von der Rettungsaktion, obwohl sie viel wendiger war als Beaudry. Sie befahl sich, nachsichtiger zu sein. Vielleicht hielt Tropper sie ja wirklich für die einzige, die mit der Frau fertig werden konnte. Die Situation war viel zu gefährlich, um an Cindy als Neuling ein Exempel zu statuieren. Trotzdem, Sieg oder Niederlage, sie wußte, daß man sie kritisch beobachtete.

Vielleicht will Tropper, daß ich Erfahrungen aus erster Hand erlange. Hm. Ob er das Wort »erlangen« überhaupt kennt?

So sehr sie sich auch bemühte dazuzugehören, im Grunde ihres Herzens war sie ein elitärer Snob. Man kann kein Mädchen aus einem Elitecollege ... Sarge gab ihr das Zeichen, loszulegen. Selbstvertrauen, sagte sie sich. Zeig ihnen, wie man das macht. Sie drückte auf den Knopf des Megaphons, sagte: »Hey, Estella! Wissen Sie, daß hier draußen Kleider von Ihnen liegen?«

Keine Antwort. Sarge machte hektische Gesten, was bedeutete *Red weiter, red weiter*.

»Sieht alles sehr schick aus«, sagte Cindy ins Megaphon.

»Is nur Dreck!« brüllte Estella von drinnen. »All das Zeuch is Dreck! Er gibt seine *puta* das ganze hübsche Zeuch!«

Luis brüllte: »Ich hab nix *puta*! Sie is verrückt!

»Er is Lügner!«

»Sie is verrückt!«

»Ich bring ihn um!«

»Is wahr«, schrie Luis. »Sie bringt mich um. Ich tu mich nich bewegen, weil sie bringt mich um. Sie is verrückt!«

Cindy sprach ganz ruhig. »Haben Sie eine Waffe, Estella?«

»Sie hat große Kanone!« antwortete Luis. »Sie is verrückt!
Loca en la cabeza!«

Luis half sich damit nicht gerade. Cindy sagte: »Kommen Sie raus, Estella. Wir reden darüber.«

»Ich red nix mehr«, erwiderte Estella. »Alles nur Lügen!«

Was jetzt, Decker? Sag was! Wieder drückte Cindy auf den Megaphonknopf. »Hey, wo haben Sie das kleine Rote her, Estella? Von Payoff? Da hab ich genau so eins im Fenster gesehen. Ich fand es richtig schick. Sie haben einen guten Geschmack.«

Einen Augenblick war es still. Dann fragte Estella: »Ham Sie's gekauft?«

»Nein, hab ich nicht.«

»Warum nich?«

»Ich bin rothaarig. Für so was muß man dunkle Haare haben. Haben Sie dunkles Haar, Estella?«

»Ich hab dunkles Haar«, antwortete Estella. Pause. »Jemand is in mein Haus!«

»Nein, ich bin hier draußen.« Rasch fügte Cindy hinzu: »Wissen Sie, Estella, hier draußen sind eine Menge Leute, die sich Ihre tollen Kleider ansehen. Haben Sie schon mal daran gedacht, einen Flohmarkt zu veranstalten? Sie könnten viel Geld damit verdienen.«

»Das Zeuch is Dreck!«

»Nein, ist es nicht. Ich sage Ihnen doch, Sie haben einen guten Geschmack.« Cindy widerstand der Versuchung, auf die Uhr zu sehen. Sie wußte, daß sie nicht mehr als eine Minute geredet hatte, aber es kam ihr wie Stunden vor. »Mir gefällt das enge lila Kleid. Sie müssen phantastisch darin aussehen.«

»Lila is nich gut für Rothaarige«, erwiderte Estella.

»Ja, da haben Sie recht. Die grüne Satinbluse gefällt mir auch. Grün steht Rothaarigen gut.«

»Sie könn sie haben. Ich brauch kein Zeuch mehr, wenn ich ihn totgemacht hab.«

Cindy drängte: »Glauben Sie mir, Estella, Sie könnten mit diesen Kleidern wirkliche eine Menge Geld verdienen.«

Ein lange Pause. Dann: »Wieviel?«

»Mindestens hundert ...«

»Is mir egal! Er gib all das Geld sein *puta!*«

»Ich hab keine *puta!*« schrie Luis. »Sie is verrückt!«

Die Stimme der Frau wurde hysterisch. »Ich bin nich verrückt!«

Cindy mischte sich ein. »Kommen Sie nach draußen, Estella, dann reden wir.« Aus den Augenwinkeln sah sie Sarge die Kinder zum Streifenwagen bringen. Gott sei Dank! Aber ihre Aufgabe war noch längst nicht beendet. »Ich helfe Ihnen, die Kleider einzusammeln ...«

»Tun Sie sie verhaften!« brüllte Luis. »Sie in Gefängnis werfen!«

»Halten Sie die Klappe, Luis!« rief Cindy.

»Ich stopf ihm Klappe ...«

»Nein, nein, nein, Estella. Kommen Sie raus zu mir. Wir besprechen ...«

»Ich tu mich nich bewegen, Missy Rotschopf. Sonst schnappt er sich Waffe. Er is starker Mann. Nix bewegen. Hierbleiben. Er bewegt sich, ich schieß ihm Loch in *cojones.*«

»Nix bewegen. Nix bewegen«, rief Luis. »*Estella, mi amore. Te amo mucho. Tu sabes que tu esta mi corazon!*«

Estella verstummte, und das war beängstigend. Plötzlich stand Sarge neben Cindy. »Sagen Sie ihr, wir schicken zwei Männer rein. Sagen Sie ihr, daß die Männer ihm Handschellen anlegen. Dann kann er ihr nichts tun, wenn sie sich bewegt. Er kann ihr die Waffe nicht wegnehmen. Und wir sind da, um sie zu beschützen.«

Cindy nickte und erklärte der Frau den Plan. Estella war nicht überzeugt, daß er funktionieren würde. »Ich will kein Männer in mein Haus. Männer tun nie auf Frauen hörn! Ich hasse Männer!«

»Und wenn ich reinkomme?« platzte Cindy heraus.

»Was?« flüsterte Sarge. »Nehmen Sie das sofort zurück!«

Cindy nahm den Finger vom Megaphonknopf. »Warum?«

»Weil sie unberechenbar ist, Decker. Nehmen Sie es zurück, oder ich kriege Sie wegen Insubordination dran.«

Cindy wußte, daß er das nicht tun würde. Dazu war ihr Vater viel zu mächtig. »Ich habe Sie wohl mißverstanden, Sir. Sie sagten, Sie würden Officers reinschicken. Ich bin ein Officer, daher sah ich darin kein Problem. Offen gestanden, ich versteh das Problem immer noch nicht.«

Das entsprach nicht ganz dem, was Tropper gesagt hatte. Sarge hatte davon geredet, *Männer* reinzuschicken. Trotzdem saß er jetzt in der Falle. Sie konnte ihn der Diskriminierung beschuldigen. Er fluchte leise.

»Komm Sie rein, Missy Rotschopf?« fragte Estella.

Cindy sah zu Tropper. »Was soll ich ihr sagen, Sir?«

Tropper biß die Zähne zusammen. »Sagen Sie ihr, Sie kommen mit mehreren Officers rein ...«

»Wie wär's, wenn nur ich und mein Partner ...«

»Decker, für die brauchen Sie mehr als zwei. Damit Luis Ojeda nicht mal dran denkt, was zu unternehmen. Jetzt halten Sie die Klappe und tun Sie, was ich Ihnen sage!«

Er hatte recht. Cindy drückte auf den Knopf, sagte: »Ja, ich komme rein, Estella. Aber ich bring ein paar Kollegen mit. Damit Luis nicht auf dumme Gedanken kommt.«

»Ich tu nix«, protestierte Luis. »Sie bringt mich um.« »Sind Sie damit einverstanden, Estella?« fragte Cindy.

Längeres Schweigen. Dann: »Sie komm rein und tun ihm Handschellen anlegen? Sie tun ihn verhaften?«

»Ich lege ihm Handschellen an, Estella. Darauf haben Sie mein Wort.«

»Hokay«, erwiderte die Frau. »Sie könn reinkommen, Missy Rotschopf.«

Cindy spürte Troppers Atem im Nacken, seine Nähe war so greifbar, als schubste er sie vor sich her. Beaudry und Rob Brown waren rechts und links von ihm. Genügend Rücken- deckung, aber Cindy war allein an der Spitze und daher am verwundbarsten. Sie hatten entschieden, daß Estella zuerst Cindy sehen mußte. Als Beweis, daß man der Polizei trauen konnte. In der momentan aufgeheizten Atmosphäre von Korruption bei der Polizei war jeder gute Cop doppelt wichtig. Cindy schlug das Herz bis zum Hals. Doch die Furcht belebte sie, statt sie zu lähmen.

Sie hatten das Haus durch die Hintertür betreten, was sicherer war und nicht so provozierend. Im Haus war es stickig.

Cindy rief: »Wir sind jetzt in der Küche, nähern uns der Eß- ecke. Bewegen Sie sich nicht, Estella. Wir wollen nicht, daß es Probleme gibt.«

»Reden Sie weiter«, flüsterte Tropper.

»Sie wollen keine, und wir auch nicht.«

»Nein, ich mag nix Probleme«, sagte Estella.

»Ich mag auch nix Probleme«, stimmte Luis zu.

Als Cindy an der Eßecke vorbei war, sah sie Estellas Rücken in einer roten Bluse, vornübergebeugt, die schwarzen Haare rechts und links auf den Schultern wie Epauletten. Die Frau hielt eine Schrotflinte zwischen die Beine ihrer Mannes ge- zwängt.

Mit gerecktem Hals konnte Cindy Luis' Gesicht sehen. Schweißbedeckt, eine Haut wie dampfender Milchkaffee. Ein kleiner Mann, zart gebaut, schmales Gesicht, das eher mäd- chenhaft wirkte, bis auf den dünnen Schnurrbart und das schütterere Ziegenbärtchen am Kinn. Aknenarben bedeckten seine Wangen. Er wirkte eher wie ein bockiger Teenager als ein Vater zweier Kinder.

Cindy lehnte sich zu Tropper zurück. »Ich sehe ihn. Er sitzt mit dem Gesicht zu mir, sie hat uns den Rücken zugekehrt.«

Tropper gab den anderen ein Zeichen. Die drei Männer zogen ihre Waffen. »Okay. Sagen Sie ihr, wir kommen mit gezogener Waffe. Beide sollen sich nicht bewegen.«

»Bewegen Sie sich nicht, Estella«, sagte Cindy. »Ich bin hinter der Eßecke, aber drehen Sie sich nicht um. Ich will nicht, daß Luis sich die Flinte schnappt.«

»Nein, ich tu nix.«

»Gut.« Plötzlich merkte Cindy, daß ihr Schweißtropfen von der Stirn liefen. »Ich trete jetzt vor, damit Luis mich und meine Kollegen sehen kann. Er soll sehen, daß wir Waffen auf seinen Kopf gerichtet haben. Damit er keine Dummheit macht. Sehen Sie mich, Luis?«

»Ich seh Sie ...«

»Hat sie rotes Haar?« unterbrach Estella.

»Sí, sie hat rotes Haar.«

»Echt oder unecht?« wollte Estella wissen.

»Sieht echt aus«, antwortete Luis.

»Es ist echt.« Schweiß lief an Cindys Nase entlang. »Sehen Sie unsere Waffen, Luis?«

»Ich seh.«

»Sie funktionieren, Luis. Sie funktionieren sehr gut und sehr schnell. Also tun Sie nichts Unüberlegtes.«

»Ich tu nix.«

Sarge flüsterte: »Sagen Sie ihr, sie soll die Flinte von seinen Eiern nehmen und hochhalten. Und zwar ganz langsam. Dann nehmen Sie ihr die Flinte ab; wir übernehmen sie dann von Ihnen. Danach legen Sie ihr Handschellen an, und der Spaß ist vorbei.«

»Ich soll *ihr* Handschellen anlegen?«

»Ja, Decker, ihr«, blaffte Tropper. »*Sie* zielt auf *seine* Eier. Wo liegt das Problem? Tun Sie jetzt, was ich sage, oder nicht?«

»Ja, Sir. Natürlich, Sir.« Eine winzige Pause. »Estella, ich möchte, daß Sie die Waffe langsam, ganz langsam hochheben ...«

»Er nimmt Waffe, wenn ich mich beweg.«

»Nein, das tut er nicht«, entgegnete Cindy. »Drei Revolver sind auf seinen Kopf gerichtet.«

»Ich tu nix, ich tu nix«, jammerte Luis entsetzt.

Aber auch Estella war aufgeregt. »Ich heb Flinte nich hoch. Warum tun Sie nich, was Sie gesagt ham, Missy Rotschopf? Sie sagen, Sie tun ihm Handschellen anlegen und verhaften. Warum tun Sie das nich?«

»Wiederholen Sie, daß er nichts machen wird, weil wir auf ihn zielen«, flüsterte Tropper.

Cindy zögerte. »Sie klingt panisch, Sir. Warum kann ich sie nicht beruhigen und tun, was ich gesagt habe?«

»Weil Sie, wenn Sie hinter Luis treten und ihm die Handschellen anlegen, genau in der Schußlinie ihrer Schrotflinte sind, Decker.«

Oh. Stimmt.

»Holen Sie die Flinte«, befahl Tropper. »Los! Reden Sie mit ihr!«

Cindy wischte sich das Gesicht mit dem Ärmel ab. »Ich würde das ja gerne tun, Estella, aber wenn ich ihm Handschellen anlege, bin ich direkt vor Ihrer Schrotflinte. Das klappt so nicht.«

»Warum? Ich tu nich auf Sie schießen, nur auf Luis.«

»Sie könnten mich versehentlich treffen. Ich weiß, Sie würden das nicht wollen, aber so geht es einfach nicht.«

»Sie ham gelogen!« zischte Estella. »Sie tun genau so lügen wie Luis!«

»Estella, drei Revolver zielen auf seinen Kopf. Er wird sich nicht bewegen ...«

»Ich tu nix«, versprach Luis.

»Ich tu auch nix«, sagte Estella. »Luis is stark. Ich beweg mich, er nimmt Flinte weg und erschießt mich.«

»Wie wär's, wenn ich zu Ihnen komme und Ihnen die Flinte abnehme?« platzte Cindy heraus. Sofort hörte sie Tropper fluchen, wagte aber nicht, ihn anzusehen. »Sie müssen nur ganz still sitzen und sich nicht bewegen. Ich kann das machen. Ich nehme die Flinte und ...«